

Michael Sommer
Stefan von der Lahr



DIE VERDAMMT
BLUTIGE
GESCHICHTE
DER ANTIKE

UNKORRIGIERTE LESEPROBE

Jegliche Form der Berichterstattung vor Ablauf der Sperrfrist
am 21. August 2025 ist nur mit vorheriger schriftlicher
Genehmigung des Verlags C.H.Beck erlaubt.
Vielen Dank für Ihr Verständnis.

Michael Sommer
Stefan von der Lahr



DIE VERDAMMT
BLUTIGE
GESCHICHTE
DER ANTIKE

ohne den ganzen
langweiligen Kram



Mit Illustrationen
von Lukas Wossagk

C.H.BECK

Mit 27 Illustrationen

© Verlag C.H.Beck GmbH & Co. KG, München 2025
Wilhelmstraße 9, 80801 München, info@beck.de
Alle urheberrechtlichen Nutzungsrechte bleiben vorbehalten.
Der Verlag behält sich auch das Recht vor, Vervielfältigungen dieses Werks
zum Zwecke des Text and Data Mining vorzunehmen.

www.chbeck.de

Umschlaggestaltung: Kunst oder Reklame, München

Umschlagabbildung: Lukas Wossagk, München

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: Pustet, Regensburg

Printed in Germany

Werbemittel-Nr. 258643



verantwortungsbewusst produziert

www.chbeck.de/nachhaltig

produktsicherheit.beck.de

Inhalt

Vorwort

1

Der Trojanische Krieg

◆ In grauer Vorzeit ◆

2

Die Abenteuer des Odysseus

◆ 8. und 7. Jahrhundert v. Chr. ◆

3

Könige und Tyrannen

◆ 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. ◆

4

Eine Demokratie und eine Republik

◆ Um 500 v. Chr. ◆

5

Unglücklich das Land, das keine Helden hat

◆ 1. Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr. ◆

6

Auf dem Weg in den Peloponnesischen Krieg

◆ 478–431 v. Chr. ◆

7

Der Peloponnesische Krieg

◆ 431–404 v. Chr. ◆

8

Dichter und Denker, Richter und Henker

◆ Ein Rückblick auf das griechische 5. Jahrhundert v. Chr. ◆

9

Nach dem Krieg ist vor dem Krieg

◆ 404–321 v. Chr. ◆

10

Wer hat den Längsten?

Die Anfänge der makedonischen Hegemonie

◆ 400–336 v. Chr. ◆

11

Alexander der Große

◆ 336–323 v. Chr. ◆

12

Blut fordert Blut

◆ 323–264 v. Chr. ◆

13

Der Vater aller Dinge

◆ 264–146 v. Chr. ◆

14

Herren der Welt

◆ 146–62 v. Chr. ◆

15

Die Republik dankt ab

◆ 62 v. Chr. – 14 n. Chr. ◆

16

Debile Despoten?

◆ 14–96 n. Chr. ◆

17

Im Zenit

◆ 96–235 n. Chr. ◆

18

Zeitenwende

◆ 235–337 n. Chr. ◆

19

Ende einer Welt

◆ 337 n. Chr. bis zum bitteren Ende ◆

Anhang

Über das Buch

1200 Jahre Antike – eine goldene Zeit voller Weisheit, Schönheit, Tugend? Fehlanzeige! Stattdessen munteres Morden der Griechen und Römer vom Olymp bis zum Forum. Mit diesem rasend respektlosen Buch führen uns Michael Sommer und Stefan von der Lahr raus aus der historischen Komfortzone und rein in eine Geschichte von Menschen, denen Sie besser nicht im Dunkeln begegnen ...

Wer heute staunend vor der Akropolis in Athen oder den betörenden Fresken von Pompeji steht, übersieht leicht die breite Blutspur, die Griechen und Römer durch die Geschichte gezogen haben. Zwar grüßen aus der Vergangenheit klangvolle Namen wie Achill oder Romulus, Perikles oder Alexander, Caesar oder Augustus. Doch das Geschäft dieser und vieler anderer Herren war nicht zuletzt das Morden im Großen und im Kleinen: im Krieg und an politischen Gegnern, ja sogar an Freunden, wenn sie sich gar zu eigensinnig verhielten. Aber, aber ... hat man damals nicht die Demokratie erfunden und eine Republik gegründet? Wer glaubt, dass Demokraten und Republikaner keine blutigen Eroberer sein konnten und davor haltmachten, den Freiheitsdrang von Zehntausenden gewaltsam zu unterdrücken, der irrt. Höchste Zeit für eine andere Geschichte der Antike! Von der Eroberung Trojas bis zum Fall Roms: Michael Sommer und Stefan von der Lahr erzählen uns die ganze verdammte Wahrheit, faktentreu, farbecht und ohne Tabus.



© Christoph Mukherjee

Michael Sommer ist Professor für Alte Geschichte an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg. Bei C.H.Beck sind von ihm u. a. erschienen: *Schwarze Tage. Roms Kriege gegen Karthago* (²2021, Paperback 2025), *Dark Rome. Das geheime Leben der Römer* (⁵2022, Paperback ²2024) und *Mordsache Caesar. Die letzten Tage des Diktators* (²2024).

Stefan von der Lahr hat von 1992 bis 2024 als Lektor das alttumswissenschaftliche Programm von C.H.Beck verantwortet. Daneben hat er drei historische Krimis veröffentlicht: *Das Grab der Jungfrau* (³2023), *Hochamt in Neapel* (³2019, Taschenbuch 2022) und *Dämonen im Vatikan* (2023).

Wenn man dies alles – den ganzen Krieg
oder auch das ganze Leben nur als eine Scene im Teater
der «Unendlichkeit» auffaßt, ist vieles leichter zu
ertragen – ¹

Max Beckmann

Vorwort

«Verflucht seist du auf der Erde, die ihr Maul aufgetan und deines Bruders Blut von deinen Händen empfangen. (...) Unstet und flüchtig sollst du sein auf der Erde.»¹

In diesem Sinne: Ein herzliches Willkommen allen Leserinnen und Lesern dieses Buches! Mit den nach Martin Luther zitierten Sätzen entlässt der alttestamentarische Gott den Kain in die Welt – jenen biblisch verbrieften ersten Mörder der Menschheitsgeschichte. Er hatte seinen Bruder Abel aus Eifersucht erschlagen, weil dessen Opfergabe dem Herrn des Himmels wohlgefälliger war als die eigene. Gleichgültig, wie viele Jahrtausende seit damals vergangen sind: Bis in unsere Tage entdecken die Menschen jeder neuen Generation das Kainsmal auf der eigenen Stirn. Mit diesem Zeichen hat Gott nach seinem Fluch nämlich den Mörder gezeichnet,² und kein Besuch im Internet, keine Zeitung und keine Nachrichtensendung lässt uns vergessen, dass wir

die Kinder Kains und der Tradition unseres Ahnherrn treu geblieben sind.

Dass wir uns als Autoren auf ein so düsteres Thema eingelassen und ein Buch über die verdammt blutige Geschichte der Antike geschrieben haben, geht allerdings auf einen gänzlich unblutigen, vielmehr sehr gemütlichen Abend bei einem Italiener zurück. Unsere Gespräche kreisten um Gott und die Welt im Allgemeinen und die Antike im Besonderen. Letzteres war wenig verwunderlich, da der eine sein Geld als Professor für Alte Geschichte in Oldenburg, der andere das seine als Lektor für Altertumswissenschaft in München verdiente.

Wir waren uns einig, dass die Antike alles andere war als die Komfortzone der Geschichte. Viele ihrer Akteure – von Achill bis Alexander dem Großen, von Perikles bis Augustus und von Caesar bis Alarich – waren ganz gewiss keine Sunnyboys einer scheinbar harmlos-fernen Vergangenheit. Doch wäre es möglich, diese ganze Epoche allein unter dem Blickwinkel einer gewalttätigen, ja mörderischen Zeit zu erschließen? Würde man nicht zu viel beiseitelassen müssen, und würde das nicht ganz schnell zu einer eher drögen, vielleicht gar moralinsauren Darstellung, dargeboten mit erhobenem Zeigefinger? Wer sollte sich solch eine Lektüre antun?

Aber falls man es anders aufziehen wollte: Wäre es überhaupt erlaubt, einen «leichten Ton» zu wählen? Immerhin hätte man über eine unabsehbare Reihe von Kriegen zu sprechen, über das Elend der Sklaverei und zahllose Opfer. Solange es sich um Phasen der Geschichte handelte, die von Mythen und Legenden umrankt sind, in denen Götter, Helden und Monster auftreten, mochte ein etwas kräftigerer Humor ja angehen. Doch sobald man sich auf historisch festerem Grund bewegte, sobald es um reale Schicksale und wirkliche Tote ging, müsste man einen an-

deren Ton wählen, ohne in den üblichen Sachbuch-Sound zu verfallen.

Aber mal angenommen, man könnte dieses Problem in den Griff bekommen, blieb immer noch die Herausforderung, so ein Projekt *gemeinsam* anzugehen. Zwar war uns klar, dass der eine von uns vorrangig über griechische und der andere über römische Themen schreiben würde – wobei diese in der Antike reichlich artifizielle Grenze im Laufe der Jahrhunderte ohnehin verschwimmt. Trotzdem: Da würden doch zwei Menschen mit ganz verschiedenen Biographien ans Werk gehen, mit unterschiedlichen Temperamenten, Einschätzungen und subjektiven Wertungen historischer Vorgänge und Phänomene. Könnte das trotz allem ein lesbares, brauchbares Buch werden?

Ein paar Monate nach jenem launigen, vielleicht etwas zu langen Abend waren ein paar ermutigende Kapitel von der Isar an die Hunte und in die entgegengesetzte Richtung verschifft. So haben wir beschlossen, es einmal zu versuchen. Ob es uns gelungen ist, müssen unsere Leserinnen und Leser entscheiden.

In Erinnerung an die wunderbare Truppe Monty Python, die unsere Kindheit und Jugend so unendlich viel lustiger gemacht hat, wollen wir also auf den folgenden Seiten eine neue Darstellung all dessen wagen, womit Generationen von Schülerinnen und Schülern an humanistischen Bildungsanstalten eingepinselt worden sind: NEIN, edle Einfalt und stille Größe waren keine Werte des antiken Griechenlands!³ NEIN, Athens blutrünstige Demokraten möchte man gewiss nicht als Vorbilder für unsere Tage gelten lassen. Und nochmals NEIN: Unser Publikum würde sich im Rom des Augustus garantiert nicht wohlfühlen, das vielleicht aus Marmor war – aber der war so blutverschmiert, dass man unter der Kruste kaum noch den Stein erkennen konnte. Versuchen wir also mal, dem Pathos, mit dem die Geschichte der

Griechen und Römer versehen wurde, ein wenig die Luft herauszulassen!

Warnhinweis

Dieses Buch kann Spuren von Gewalt, sexuelle Inhalte, Schimpfwörter und politische Unkorrektheiten aller Art enthalten, ist dafür aber garantiert zucker- und kalorienfrei. Es darf nicht in die Hände von Kindern oder Besucherinnen und Besuchern humanistischer Gymnasien gelangen. Die Lektüre kann verstörend wirken. Zu weiteren Risiken und Nebenwirkungen fragen Sie bitte Ihren Arzt oder Apotheker oder wen Sie wollen.

Michael Sommer und Stefan von der Lahr
Oldenburg und München 2025



Der Trojanische Krieg

◆ In grauer Vorzeit ◆

Also, der ganze Ärger fing damit an, dass der Trojanerprinz Paris nach Sparta fuhr. Troja – oder Ilios, wie man das Kaff an der Nordwestküste Kleinasien auch noch nannte – war ödeste Provinz. Und weil es dort sonst keine Attraktionen gab, langweilte man jeden Fremden, der sich in die Gegend verirrte, indem man ihm die alte Stadtmauer zeigte. Die hatten angeblich zwei Götter, Apollon und Poseidon, erbaut. So was war typisch für die alten Griechen: Wenn keiner mehr was Genaues wusste, aber man trotzdem ordentlich Eindruck machen wollte, erklärte man mit solchen Geschichten die Welt. Das nennt man dann Mythos.

Als Befestigungsanlage war die Mauer gar nicht schlecht und hielt den Trojanern Räuber und Piraten vom Hals. Aber junge Leute wollen eben auch mal was anderes sehen als pralle Steinklötze. Kein Wunder, dass Paris die Idee gefiel, für seinen Vater Priamos in diplomatischer Mission nach Griechenland zu segeln. Mit seiner Frau Oinone, der Bergnymphe, die er kennengelernt hatte, als er noch Schafe im Hochland Phrygiens hütete, lief es nicht mehr so richtig. Außerdem freute er sich darauf, ein paar Wochen seine Schwester Cassandra nicht hören zu

müssen, die allen Leuten auf die Nerven ging, weil sie dauernd Katastrophen vorhersagte, die dann blöderweise auch noch eintraten.

Aber was Diplomaten einfach nicht machen sollten, ist, die Frau des Gastgebers abzuschleppen – und exakt das machte Paris, kaum dass er in Sparta eingetroffen war. Er ging zu König Menelaos, um von Priamos zu grüßen und ein paar alte Geschichten aufzuwärmen. Genau in dem Moment musste Helena kommen und fragen, was Menelaos zum Abendessen wolle. «Gastmahl, wie immer», raunzte der. Mit anderen Worten, Helena erging es in Sparta nicht besser als Paris in Troja – sie langweilte sich zu Tode. Ihr Mann war König und hatte dementsprechend wenig zu tun. So saß er jeden Abend mit seinen alten Kumpels zusammen und begoss sich die Nase. Dabei zupfte ein Sänger die Leier und erzählte, wie Menelaos und die anderen früher die Jungs aus der Nachbarschaft verprügelt hatten – eine super Unterhaltung für eine gutaussehende junge Frau.

Während Helena also bei Menelaos meistens Kopfschmerzen hatte, hat es zwischen ihr und Paris gleich gefunkt. Sie hat hinter einer Säule auf ihn gewartet, und er hat ihr das gesagt, was ein junger Mann in so einer Situation eben so sagt: Die Liebesgöttin Aphrodite habe ihm prophezeit, er werde mal die schönste Frau der Welt heiraten, na ja, und Helena sei einfach das Schönste, was er je gesehen habe. Da hat sich Helena noch einmal kurz zu ihrem Mene umgedreht, der gerade wieder mit glasigem Blick auf das griechische Heldentum anstieß. Verglichen mit dem war Paris eine echte Sahneschnitte. Also beide rauf auf sein Schiff, und ab ging's nach Troja.

Als Menelaos wieder nüchtern und Paris und Helena aus den Federn waren, war das Boot längst nicht mehr einzuholen. König hin, Gastmähler her – niemand lässt sich gern die Frau ausspan-

nen und tut so, als wär nichts. Und weil die anderen griechischen Könige ein genauso abwechslungsreiches Leben führten wie Menelaos und außerdem dessen Bruder Agamemnon – der König von Mykene und unter den Griechen so eine Art Oberpate – Lust hatte, mal wieder einen Zug durch die Gemeinde zu machen, war es kein großes Kunststück, ein Heer zusammenzutrommeln. Den Frauen sagten sie, was sie ihnen immer sagten: Sie müssten die Ehre eines Freundes wiederherstellen und den Bruch der Gastfreundschaft rächen. Die Königinnen winkten ihnen pflichtschuldig hinterher und begannen, sich die Zeit zu vertreiben. Klytämnestra beispielsweise, die Frau des Agamemnon, wartete kaum, bis der Alte hinter der nächsten Wegbiegung verschwunden war, und ließ dann ihren Geliebten Ägisth wissen, dass sie jetzt jahrelang sturmfreie Bude hätte.

Ein paar Tage später erreichte die griechische Flotte die Küste vor Troja. Man zog erst mal vor die Mauer, fand sie ziemlich hoch, und keiner spürte den letzten Ehrgeiz, sie jetzt gleich zu stürmen und dabei Kopf und Kragen zu riskieren. Deshalb amüsierte man sich lieber mit ein paar Dörfern in der Nachbarschaft und richtete es sich im Schiffslager gemütlich ein. Agamemnon hatte noch nie die Finger bei sich behalten können, und prompt musste er bei einem ihrer Raubzüge ausgerechnet die Tochter eines Apollon-Priesters entführen. Der wandte sich an seinen Chef: «Guck mal, was diese Ausländer mit meiner Tochter machen! Tu was, wenn du willst, dass deine Opferfeuer rauchen!» Was ein richtiger Gott ist, der fackelt in so einer Situation nicht lange. Also schickte Apollon die Pest ins Griechenlager, wo sie jetzt starben wie die Fliegen. Allen war klar, dass Agamemnon der Spielverderber war, dabei hatte er ihnen doch versprochen, dass man nach Troja fahren würde, um Spaß zu haben. Deshalb hieß es schnell: «Komm, Chef, rück die Braut raus, und gut is'!» So blieb

dem Oberanführer nichts anderes übrig, als das Mädchen gehen zu lassen.

Doch mit seinem miesen Charakter konnte er es nicht ertragen, dass er jetzt den Kürzeren gezogen hatte. Besonders ärgerte ihn, dass dieser Muskelprotz Achill, der vor Kraft und Selbstbewusstsein kaum noch laufen konnte, so eine hübsche Sklavin namens Briseis aus der Beute der letzten Tage erhalten hatte. Agamemnon pochte auf sein Recht als Oberboss und nahm ihm, dem besten Kämpfer im griechischen Heer, einfach das Mädchen weg. Der raste vor Zorn und hatte schon die Hand am Schwert, um diese Pestbeule Agamemnon aufzustechen. Da schritt die Göttin Athene ein und flüsterte ihrem Schützling ins Ohr: «Lass stecken und mach mal Pause! Den Rest übernehme ich.»

Genau diese Geschichte erzählt der blinde Sänger Homer, der dichtende Gyrosspieß, in seiner *Ilias*: den Zorn des Helden Achill, mit allen seinen Folgen. Er braucht dafür über 15500 Verse – aber keine Sorge, das geht auch kürzer.

Als Achill also sauer wurde und das Kämpfen sein ließ, hat's den Griechen richtig nass reingeregnet. Bis dahin hatte man mal hier und mal da gegen ein paar Trojaner gekämpft, und die Verluste hatten sich dabei ziemlich in Grenzen gehalten. Nun ging's auf beiden Seiten übel zur Sache. Mal hören, wie die Schilderungen bei Homer so klingen? Also: Dem einen Kämpfer durchbohrte der Speer des Gegners die Stirn, und die eiserne Spitze drang in seinen Schädel, bis das Todesdunkel seine Augen umhüllte.¹ Gleich darauf traf einen anderen eine Lanze in die Brust, rechts neben der Warze, und fuhr ihm gerade durch die Schulter.² Dem dritten durchschlug die Waffe die eine Schläfe, und die eiserne Spitze kam durch die andere wieder heraus.³ Wieder ein anderer Krieger wurde im Rücken getroffen, sank nieder, und im Sterben rutschten seine Eingeweide aus dem Leib zur Erde.⁴

Richtig eklig wurde es, wenn ein Angreifer sich so in seine Mordlust hineinsteigerte, dass er – gerade wie ein Löwe eine Kuh reißt – seinen Gegner packte, ihm den Nacken brach und dann das Blut und die Eingeweide ausschlürfte.⁵ Besonders geübte Speerschleuderer trafen den Schädel des Feindes zwischen Kiefer und Ohr – dann stieß der Speer die Zähne raus und schnitt dem armen Kerl durch die Zunge.⁶

Von oben ging das Töten übrigens auch, wenn Göttin Athene die Lanze gerade auf die Nase lenkte, von wo aus sie die weißen Zähne durchbohrte und dem Getroffenen die Zunge von der Wurzel abschnitt, bis sie an der Kinns Spitze wieder rauskam.⁷ Da war es doch schon richtig barmherzig, wenn einem das Unheil derart ins Genick fuhr, dass der letzte Wirbel und die beiden Sehnen durchtrennt wurden und der Kopf vor dem Torso zu Boden fiel.⁸ Oder wenn einem das Haupt abgeschlagen wurde und der Täter es einem Ball gleich zurückwarf ins Gedränge.⁹ Hingegen gar nicht schön anzusehen war, wenn einem Verlierer im Zweikampf der Kopf unter dem einen Ohr so abgeschlagen wurde, dass nur noch die Haut hielt und der Schädel seitlich runterhing.¹⁰ Ebenso wenig möchte man das Schicksal des armen Kerls teilen, den eine Lanze in den Schenkel traf, wo der dickste Muskel des Menschen sitzt, und dem rings um die Spitze der Lanze die Sehnen rissen.¹¹ Oder das Unglück dessen, dem ein Speer in den Oberarm fuhr und das Fleisch aus den Muskeln schnitt und den Knochen völlig zertrümmerte.¹²

Und wem das immer noch nicht grausig genug ist, dem sei gesagt, dass es vor Troja auch noch einen gab, dem ein vom Feind geschleuderter spitziger Stein in die Stirn fuhr, schimmernd weiß und gezackt – und es zerriss ihm beide Brauen und den Knochen des Schädels, und es fielen hinab in den Staub ihm die Augen dicht vor die Füße.¹³ Einen anderen wieder traf der Gegner

mit dem Erze am Mund, und die eiserne Lanze bohrte sich durch und fuhr unter dem Hirne hervor. Den weißlichen Schädelerspaltend, schlug sie die Zähne heraus, und beide Augen erfüllte strömendes Blut. Er spie aus offenem Mund und Nüstern röchelnd hervor, dann umfing ihn die düstere Wolke des Todes.¹⁴

Was für die Griechen so fröhlich begonnen hatte, wurde also eine ziemlich zähe und blutige Angelegenheit. Denn man kam einfach nicht über diese blöde Mauer. Und hinter der Mauer? Da machten die Trojaner dem Paris natürlich Vorwürfe, in was für eine Geschichte er sie hineingezogen hatte, bloß weil er ... Aber trotzdem wollte man gegenüber diesen Angebern von der anderen Seite der Ägäis nicht einfach klein begeben. Deswegen schien es allen am besten, wenn in einem Zweikampf Menelaos und Paris die Sache unter sich ausmachten. Sieger sucht Braut!

Schön gedacht. Und so kam es zum Zweikampf. Manches an Paris mag stattlich gewesen sein, aber als großer Krieger ging er wegen dieses Duells nun wirklich nicht in die Geschichte ein. Und außerdem hatte er einen richtig schlechten Tag erwischt. Als Menelaos daher schon wie der sichere Sieger aussah, kam Aphrodite, die Schönheitsgöttin – und was machte sie? Sie rettete ihren Schützling mit Hilfe einer Wolke und legte ihn Helena wieder ins Bett. Ergebnis: Die Griechen waren sauer, die Trojaner waren sauer, Helena war auch sauer – aber nicht so richtig, weil sie andere Qualitäten ihres Paris auch weiterhin zu schätzen wusste.

Und vergessen wir nicht, dass es noch einen gab, der sauer war: Achill, der schmollend in seinem Zelt saß und nicht mehr mitmachte, weil ihm dieser hundsäugige Agamemnon seine Briseis geklaut hatte. Dieser Ein-Mann-Streik hatte die Griechen zwischendurch hart an den Rand einer Niederlage gebracht. Denn die Trojaner hatten nicht nur Weiberhelden, sondern auch

einen ganz besonderen Kriegshelden, und das war der untadelige Prinz Hektor. Wenn irgendwann mal König Priamos in den Hades, in die Unterwelt, fahren sollte, dann würde Hektor Herrscher von Troja. Hektor fand seinen Bruder blöde, und er fand diesen ganzen Krieg blöde. Aber er machte das, was man von einem ordentlichen Prinzen erwartete, der mal König werden wollte – er erfüllte seine Pflicht, und zwar richtig gut. Eines Tages, während die Griechen auf Achill verzichten mussten, schaffte er es, mit seinen Trojanern bis ans Schiffslager der Feinde vorzudringen und dort Feuer zu legen.

Hektor hatte also einen ziemlichen Lauf. Doch während Achill alles schnuppe war, konnte sein Freund Patroklos das Elend nicht länger mit ansehen. Er erbat sich von Achill dessen hochberühmte Rüstung, um die Trojaner zu erschrecken und sie zu vertreiben. Die fühlten sich den Griechen nämlich an sich ziemlich ebenbürtig, wenn nur dieser verdammte Schlagetot Achill nicht gewesen wäre. Patroklos nervte so lange, bis Achill nachgab, ihm aber verbot, mit der Rüstung wirklich in den Kampf einzugreifen: Nur mal gucken lassen, nicht anfassen! Patroklos war ein sympathischer Typ und ein richtig guter Freund – doch er war nicht die hellste Kerze auf der Torte. Er sagte «Ja», dachte sich aber nachher draußen im Felde: «Also, wenn ich schon mal hier bin ...» Und dann geriet er ausgerechnet an Hektor. Lampe aus.

Das musste ja so kommen. Jetzt war Achill stinksauer. Agamemnon, das alte Weichei, erkannte die Gunst der Stunde und sagte: «Ej, Achill, tut mir ehrlich leid, die Sache mit deiner Briseis. Kannst sie wiederhaben. Zwischen uns beiden ist nichts gelaufen.» Und Achill: «Passt schon. Wo is' Hektor?» Hektor guckte von der Mauer und sagte zu seiner Frau Andromache: «Ich bin dann mal weg.» Sein kleiner Sohn Astyanax hatte ihn ohnehin immer nur mit dem blöden Kriegerhelm gesehen und war völlig

verängstigt. Der hätte später bestimmt ein schräges Männerbild entwickelt, wenn er so lange gelebt hätte.

Achill wartete also in seinem Kampfwagen vor der Mauer, und Hektor kam in seinem aus der Stadt gefahren. Die beiden drehen erst mal ein paar Runden – aber es war klar: Dafür waren sie nicht hergekommen. Also runter vom Wagen und rein in den Zweikampf. Aber was heißt da Zweikampf? Die Göttin Athena – die falsche Schlange – trickste Hektor aus, indem sie sich für dessen Kriegskameraden Deiphobos ausgab und so tat, als wolle sie ihm gegen Achill helfen. Dann ging's los: Achill schleudert seinen Speer, trifft aber nicht. Danach wirft Hektor, aber seine Lanze prallt am Schild des Gegners ab. Der falsche Deiphobos hat inzwischen Achill dessen Speer wiedergegeben, doch als Hektor von seinem vermeintlichen Kameraden seinen zweiten Speer will ... April, April. Den Rest kann man sich denken. Achill war seinen Frust los, nachdem er Hektor erledigt hatte, und als Ausdruck seiner wiedergewonnenen Lebensfreude band er dessen Leiche an seinen Wagen und drehte ein paar Runden um Troja. Schließlich gab er noch eine Riesenparty für den toten Patroklos mit Festspielen und Menschenopfer und allem Drum und Dran.

Aber er ahnte wohl schon, dass er selbst nicht ungeschoren aus der Geschichte rauskommen würde. Und so passierte es dann auch: Paris konnte nicht nur gut mit Frauen, sondern war auch ein ganz passabler Bogenschütze. Als er gerade mal wieder aus dem Schlafzimmer kam und über die Mauer guckte, sieht er, wie Achill, das Vieh, schon wieder gegen Troja kämpft. Er denkt sich: «Kill Achill», schnappt sich einen Bogen und trifft doch tatsächlich die einzige Stelle, wo Achill verwundbar ist – seine Ferse. Okay, Apollon hat dem Pfeil den letzten Spin gegeben, aber die Idee war immerhin von Paris!

Lange konnte sich der Prinz allerdings auch nicht an seinem

Meisterschuss freuen, weil die Griechen in Philoktet ebenfalls einen Meisterschützen hatten und der auch noch einen Wunderbogen besaß. Er hatte ein paar Jahre ungestört auf der Insel Lemnos mit Pfeil und Bogen üben können. Dort hatten ihn die Griechen ausgesetzt, weil er dauernd rumstöhnte, nachdem ihn eine Schlange gebissen hatte. Sie hatten ihn dann wieder abgeholt, als klar war, dass sie Troja nicht ohne den Bogen des Philoktet erobern könnten. Philoktet war beim Wiedersehen noch etwas verschnupft wegen seiner unfreiwilligen Auszeit, aber letztlich doch froh, dass man ihn wieder eingesammelt hatte. Deshalb nutzte er auch gleich die erste Gelegenheit, einen guten Eindruck zu machen, und traf mit zwei vergifteten Pfeilen den Paris. Der schleppte sich ein letztes Mal zu seiner Ex Oinone in die Berge, wo er sie für Helena hatte sitzen lassen, und fragte, ob sie ihn vielleicht mit einem Gegengift kurieren wolle. Aber die Nymphe war emotional eher kleinteilig und meinte: «Verreck, du Aas!» Gesagt, getan.

Die Sache vor Troja zog sich und zog sich, und kein Grieche hatte mehr Lust, auch nur einen Tag länger als nötig vor dieser dämlichen Mauer rumzuhängen. Das war die große Stunde von Odysseus, dem König von Ithaka. Ithaka war etwa so spannend wie der Mond von hinten, und keiner wusste, weshalb ausgerechnet diese verschlafene Insel im Westen Griechenlands einen derart trickreichen Denker hervorgebracht hatte. Wie Odysseus nun an einem stürmischen Tag vor dem Griechenlager saß und aufs Meer schaute, wo eine hohe Welle nach der anderen auf die Küste zulief, verstand er mit einem Mal, weshalb man immer von den «Rossen des Poseidon» sprach – die hohen Wellen erinnerten mit ihren runden Schaumkronen eben an Pferde, die dann ja wohl dem Meeresgott gehören mussten. Und in dem Moment machte es «Klick» in seinem Kopf: Wenn man dem Poseidon ein Opfer

brachte, um für eine gute Heimfahrt zu bitten, dann könnte dieses Opfer doch die Gestalt eines hölzernen Pferdes haben. So ein gewaltiges Teil, das man einfach am Strand zurücklassen würde. Wenn sich dann morgens die Trojaner den Schlaf aus den Augen rieben, sähen sie verwundert, dass kein Grieche mehr da war. Alle weg, nur das Holzpferd stünde einsam am Strand. Sie würden ein paar Späher aus der Stadt schicken – und dann, nach zehn Jahren Belagerung, kämen alle Trojaner an die Küste gelaufen und wären begeistert darüber, dass diese verfluchte Geschichte endlich vorbei wäre und die Griechen sich bei Nacht und Nebel davongemacht hätten. Das Pferd würden die Trojaner als Symbol ihres Sieges in die Stadt ziehen und bis ans Ende aller Tage verehren. Im Freudenlärm – und das war der Trick – würde keiner merken, dass das Pferd ein sehr lebendiges Innenleben hätte, nämlich eine Eliteinheit griechischer Krieger. Die würden die Nacht abwarten und dann, wenn alle Trojaner vom Feiern erschöpft in den Schlaf gesunken wären, rauskommen, um die anderen Griechen in die Stadt zu lassen. Die nämlich wären nur um die nächste Landzunge herumgesegelt, um in der Nacht heimlich, still und leise zurückzukommen und auf ihr Sondereinsatzkommando zu warten.

Eine bessere Idee hatte bei den Griechen gerade keiner. Und bei den Trojanern? Klar, dass Cassandra kreischend durch Troja lief und keifte, man solle unter keinen Umständen das Pferd hereinholen. Aber die Prinzessin galt als komplett durchgeknallt, seit sie mal die Chance gehabt hatte, Apollon zu heiraten, aber fand, dass der Gott nicht ihr Typ war. Also hörte schon längst niemand mehr auf sie. Trotzdem hätte alles noch schiefgehen können für die Griechen, weil auch dem Poseidon-Priester Laokoon die Sache nicht geheuer war. Die Trojaner zögerten einen Augenblick. Doch nun hatte Athena diese vermaledeite Trojageschichte



endgültig satt und schickte zwei Riesenschlangen, die Laokoon und seine beiden Söhne einfach auffraßen. «Recht so!», dachten die Trojaner: «Nun haben wir endlich alles überstanden und wollen den Göttern danken, und da kommt der daher und stänkert rum. Kein Wunder, dass die Götter ihn und sein Geschlecht vom Erdboden vertilgen.»

So kann man sich irren. Am andern Morgen sah man nur noch Trümmer rauchen, wo sich am Tag zuvor noch Troja erhoben hatte. Aber weil die Geschichte so schön war und die Reste dieser Mauer wie ein Denkmal in der Gegend rumstanden, hat man sie sich ewig weitererzählt und bis auf den heutigen Tag noch hunderterlei neue Geschichten aus dieser einen herausgesponnen.



Könige und Tyrannen

◆ 7. und 6. Jahrhundert v. Chr. ◆

Nicht an einem Tag

Blutig und legendenumrankt war auch die Frühzeit Roms. Schon seine Anfänge zierte eine fette Blutspur. Die legendären Zwillinge, Romulus und Remus, hatten den Kampf gewonnen. Sie hatten den Usurpator Amulius, der sich die Herrschaft über Alba Longa unter den Nagel gerissen hatte, besiegt und ihren Großvater Numitor, den rechtmäßigen König, wieder auf den Thron gehievt. Und der dankbare Opa hatte sich königlich revanchiert. Jetzt also durften Romulus und Remus ihre eigene Stadt gründen, just an der Stelle, wo man sie vor vielen Jahren als Babys ausgesetzt und wo dann eine Wölfin sie gesäugt hatte. Man schreibt den 21. April 753 v. Chr.¹

Eine Stadt gründen, das ist einfacher gesagt als getan. Schließlich wurde Rom nicht an einem Tag erbaut. Aber nicht nur an öffentlichen und privaten Bauwerken mangelt es, als Romulus und Remus an diesem schönen Frühlingstag das Terrain erkunden, um ihren Plan in die Tat umzusetzen. Der Ort ist günstig, denn ganz in der Nähe liegt die Tiberfurt, und hier verbindet eine viel

befahrene Handelsstraße Nord- und Süditalien. Doch wer soll die Stadt bevölkern? Die Zwillinge haben ja viele Freunde, aber die sind einfache Hirten wie sie selbst. Vor allem aber fehlen Frauen. Wenn die Stadt auf Dauer überleben soll, muss man dafür sorgen, dass auch die Damenwelt am Tiber heimisch wird.

Die allerwichtigste Frage aber ist: Wer darf die Stadt gründen? Die Brüder sind schließlich zu zweit, doch jede vernünftige Stadt hat nur einen Gründer, *heros ktistes*, wie die Griechen das nennen. Keiner möchte zurückstecken, jeder möchte Gründer sein. Also tun sie das, was die Bewohner Latiums von ihren etruskischen Nachbarn gelernt haben: Sie beobachten die Vögel und blicken mit ihrer Hilfe in die Zukunft. Remus stellt sich auf einen Hügel und schaut in die Ferne. Zu seiner Freude sieht er sechs Geier! Kaum vorstellbar, dass der Bruder das toppen kann. Doch kurze Zeit später schreit Romulus laut auf. Denn aufgepasst: Auch er steht auf einem Hügel und behauptet doch glatt, an ihm seien zwölf Geier vorbeigeflogen.²

Dumm gelaufen! Das Orakel lässt intriganterweise mehrere Interpretationen zu: Romulus hat doppelt so viele Geier gesehen wie Remus – der aber wurde zuerst der komischen Vögel ansichtig. Wer hat also die Nase vorn? Es kommt, wie es kommen muss: Die Zwillinge greifen zu rustikalen Mitteln, um die Entscheidung doch noch zu erzwingen. Nach zünftigem, lange unentschiedenem Faustkampf liegt Remus blutüberströmt am Boden: Tod durch Schädel-Hirn-Trauma.

Eine andere Version der Geschichte dreht an dieser Stelle noch eine interessante Schleife. Nach dieser Fassung können sich die Brüder schließlich doch noch einigen, wer die Stadt gründen darf. Remus zieht den Kürzeren und sieht schmollend zu, wie sein Bruder mit dem Hakenpflug eine Furche zieht. Das ist erst einmal die Stadtmauer: Drinnen ist Rom, die Stadt des Romulus,



draußen ist Feindesland. Etwas Solideres kann man ja noch bauen, sobald man die Mittel dazu hat. Alles zu seiner Zeit. Nachdem er den Pflug einmal im Kreis geführt hat, besieht sich Romulus sein Werk: Gar nicht mal so schlecht! Der Anfang ist gemacht.³

Remus aber steht feixend daneben. Das soll eine Stadt sein? Das wollen wir doch mal sehen. Er nimmt ein paar Meter Anlauf und springt mit einem Satz über die Furche. Da steigt in Romulus unbändige Wut auf. «Mein Bruder ist mein Feind», denkt er. So wie Kain in der Bibel, der seinen Bruder Abel tötete, und noch ein paar andere berühmte Brüdermörder. Vor ihm steht der grinsende Remus. Und Romulus schlägt zu. Immer wieder schlägt er drauf, bis die Gegenwehr des Bruders erlahmt. Schließlich liegt Remus tot vor ihm auf dem Boden. Blut rinnt in die Ackerfurche, die Romulus gezogen hat und die seine Stadt begrenzen wird.

Bilder aus der Vergangenheit steigen in Romulus auf: wie Remus und er auf dem Tiber ausgesetzt wurden, weil Amulius ihren Tod wollte; wie die Wölfin sie gefunden und der Hirte Faustulus sie großgezogen hat; wie sie gemeinsam durch die Wälder streiften und wie sie schließlich erfuhren, wer sie sind. Von königlichem Blut sind sie beide, Romulus und Remus, ihr Stammvater mütterlicherseits ist Aeneas aus der trojanischen Herrschersippe, den Venus geboren hat und der aus dem brennenden Troja nach Italien geflüchtet ist. Zum Vater haben die Zwillinge keinen Geringeren als Mars, den Kriegsgott. Zu herrschen berufen, an der Brüderlichkeit gescheitert.

Zu herrschen berufen war die Stadt, die Romulus 753 v. Chr. gegründet haben soll, allerdings. Und wie! Das wirkliche Rom wuchs im 9. oder 8. Jahrhundert aus ein paar armseligen Dörfern zusammen, die Bauern und Hirten auf den Anhöhen über dem

unteren Tibertal gegründet hatten: jenen angeblich sieben (tatsächlich aber mehr) Hügeln, auf denen die Ewige Stadt noch heute thront. Irgendwann legte man die sumpfige Niederung trocken, wo sich später das Forum Romanum erstreckte. Dann baute man eine Stadt mit Wohnvierteln, öffentlichen Gebäuden, Tempeln und einer Stadtmauer. Und schließlich machte man sich ans Expandieren: 396 v. Chr. eroberten die Römer ihre Nachbarstadt Veji, kaum 20 Kilometer weiter nördlich gelegen, und zerstörten sie auch gleich. 100 Jahre später hatten sie ganz Italien unterworfen. Nochmal 100 Jahre später war der Widerstand von Karthago gebrochen, dieser unbequemen Rivalin in Nordafrika. Und wieder 100 Jahre danach, um 100 v. Chr., hatte sich der Ring römischer Eroberungen um das Mittelmeer fast geschlossen. Das gesamte Meer war fortan aus Sicht der Römer einfach «unser Meer», lateinisch *mare nostrum*.

Das Eroberungsgen war bei den Römern besonders ausgeprägt, daran hegte niemand einen Zweifel. Junge Adlige lernten schon im Kindesalter, wie man mit Waffen umging. Vor allem lernten sie, wie man wieder aufstand, wenn man mal zu Boden gegangen war. Wer später politisch Verantwortung tragen wollte, diente zuerst als Offizier in der Armee und lernte, wie man Befehle brüllte und Soldaten herumkommandierte. Dass ihnen zu herrschen bestimmt war, das wussten die Römer. Was sie nicht wussten: Wie hatte ihre Geschichte eigentlich begonnen?

Nichtwissen macht erfinderisch. Vor allem, wenn es um unsere Vergangenheit geht, wollen wir es ganz genau wissen: Woher kommen wir? Diese elementarste aller Fragen stellen sich Menschen, seit es unsere Spezies gibt. Doch nur selten gibt es befriedigende Antworten. So wie Individuen können sich auch Völker nicht an die Stunde ihrer Geburt erinnern. Undurchdringliches Dunkel umhüllt die Anfänge in den Tiefen der Geschichte. Licht

können da nur mehr oder weniger gut erfundene Geschichten hineinbringen, darunter viele Jahrtausend-Stories wie das Gilgamesch-Epos, die Ilias und die Odyssee, die Siegfried- und die Artus-Sage. Je profunder das Nichtwissen, desto detailreicher und farbenfroher sind meist die Erzählungen, die sich um Helden und ihre Abenteuer, ihre Kämpfe, Liebschaften und oft auch ihren Tod ranken.

Solche Geschichten bringen aber nicht nur Licht ins Dunkel der Vergangenheit, sie stiften auch Sinn. Die Griechen nannten eine sinnstiftende Erzählung «Mythos». Mythen erklären, warum die Verhältnisse nun mal so sind, wie sie sind. Im günstigsten Fall begründen sie sogar Ansprüche: auf den Besitz oder das Land des Nachbarn. Und natürlich sind sie grandiose Unterhaltung: spannend, erotisch aufgeladen, oft auch voll von exotischer Faszination. Immer wieder kommt es vor, dass Helden auf die Reise geschickt werden und fremde Länder erkunden, so wie Odysseus. Mythen erzählen nicht nur von fernen Zeiten, sondern auch von anderen Ländern.

Deshalb muss Aeneas, der sagenhafte Ahnherr der Römer, quer durchs Mittelmeer reisen und unzählige Abenteuer bestehen, bevor er endlich Italien erreicht, wo sein Sohn Ascanius Alba Longa gründet, die Vorgängersiedlung von Rom. Eine längere Zwischenstation auf seiner Irrfahrt legt der Held in Karthago (im heutigen Tunesien) ein, dessen Königin Dido ihn nicht nur gastlich aufnimmt, sondern auch seine Geliebte wird. Als sie beide in einer Höhle Schutz vor dem heranziehenden Unwetter suchen, überkommt sie die Leidenschaft. Sie verbringen ein paar unbeschwerte, liebestrunkene Tage, bis plötzlich der Götterbote Hermes auf der Bildfläche erscheint und eine Nachricht von Jupiter überbringt, dem römischen Chefgott: Die Götter hätten noch Großes mit Aeneas vor, da könne er sich nicht einfach in Kar-

thago dem Lotterleben hingeben. Nach Italien müsse er, um Stammvater der Römer zu werden.

Der pflichtbewusste Aeneas, wie der Dichter Vergil ihn immer wieder nennt, gehorcht auf der Stelle. Bei Nacht und Nebel scheucht er seine Gefährten zu den Schiffen und lässt die Anker lichten. Dido traut ihren Augen nicht: Da stiehlt sich ihr Geliebter einfach klammheimlich davon! In Sekundenbruchteilen schlägt in Didos Herz die Liebe in blanken Hass um. Und die gekränkte Ehre der Königin in den Wunsch, aus dieser Welt zu scheiden. Sie ergreift das Schwert, das der Held in Karthago vergessen hat, und rammt es sich in die Brust. Bevor sie stirbt, verflucht sie Aeneas und alle seine Nachkommen.

So richtig Sinn ergibt der Mythos nicht in der Zeit, in der er spielt, sondern in der Gegenwart derjenigen, die ihn erzählen. Die desaströse Affäre zwischen Dido und Aeneas bezieht ihre Logik aus den drei brutalen Kriegen, die Rom gegen Karthago führen musste. Didos Fluch begründet die Erbfeindschaft zwischen den beiden Großmächten im westlichen Mittelmeer. Auch der Romulus-Mythos, der Mars zum Vater des Helden und die wehrhafte Wölfin zu dessen Amme macht, setzt eine Geschichte der Kriege und Konflikte voraus. Erst Römer, die wenigstens auf die erste Phase ihrer Expansion in Italien zurückblickten, konnten auf den Gedanken verfallen, sich ihren Stadtgründer als Sohn des Kriegsgottes und Zögling einer Wölfin vorzustellen. Und Remus wurde erst viel später zum gewaltsam ums Leben gekommenen Sidekick des Gründers. Seine Figur brauchte man, weil man erklären musste, wieso den Römern ihre lange Zeit so stabile und harmonische Gesellschaft plötzlich in einem riesigen Kladderdatsch aus Parteienstreit, Straßenschlachten und Bürgerkriegen um die Ohren geflogen war. An der Brüderlichkeit haperte es also nicht nur im fiktiven Rom des Mythos, sondern auch in der Wirk-

lichkeit. Romulus gegen Remus: Die Zeitgenossen erkannten in dem Brudermord eine verschlüsselte Geschichte, in der es in Wahrheit um viel aktuellere Konflikte ging: Marius gegen Sulla, Pompeius gegen Caesar, Antonius gegen Oktavian.

Woher nehmen und nicht stehlen?

Aber stopp, jetzt greifen wir der eigentlichen Handlung um Jahrhunderte vor. Also zurück zu den Anfängen! Als Remus tot am Boden lag, war die Machtfrage geklärt. Die Stadt war gegründet, und Romulus hatte auch ein paar Kumpane zur Hand, die in die hastig errichteten Hütten einzogen. Dass es sich am Tiber nicht schlecht lebte, sprach sich in Windeseile herum. Immer mehr wilde Gesellen – Bauern, Hirten und wohl auch einige Banditen – ließen sich in Rom nieder. Man tat das, was Männer am liebsten tun, wenn sie unter sich sind: Die Jungs sprachen in fröhlicher Runde dem Alkohol zu, prahlten mit ihren Heldentaten und redeten – über Frauen. Während man also so dasitzt, lacht und johlt, kommt den Männern schlagartig zu Bewusstsein, was ihnen zu ihrem Glück noch fehlt. Woher soll man Frauen nehmen und nicht stehlen?

Da kommt Romulus die rettende Idee: Man hat gar keine Wahl! Die Römer müssen die Damen stehlen, anders geht es nicht. Freiwillig wird sich ja wohl nie ein weibliches Wesen in der neuen Stadt am Tiber niederlassen. Und die Stämme, die in der näheren Umgebung ansässig sind, weigern sich standhaft, ihre Töchter an die Römer zu verheiraten. Also luden die Römer ihre Nachbarn aus den Sabinerbergen zu einem großen Fest ein. Die Einladung war nur an eine Bedingung geknüpft: Die Sabiner sollten bitteschön ihre unverheirateten Töchter mitbringen. Warum eigentlich nicht?, dachten sich die Sabiner und machten sich



auf den Weg. Es wird eine rauschende Ballnacht, die da vor den Toren Roms gefeiert wird. Der Wein fließt in Strömen, es ist eine Riesengaudi. Doch als auch der letzte der Gäste sturzbesoffen ist, krallt sich die Romulus-Bande die Sabinerinnen und entführt sie in ihre Stadt. Darüber, was dann geschieht, breitet der Mythos den Mantel vornehmen Schweigens, aber man braucht nicht viel Fantasie, um es sich auszumalen.⁴

Wie die Römer waren auch die Sabiner mediterrane Machos. Lassen es solche Männer auf sich sitzen, wenn Fremde die Familienehre mit Füßen treten und ihre Töchter und Schwestern entführen? Nie im Leben, sie schwören Rachel! So kamen die Sabiner zurück, und diesmal brachten die Krieger ihre Waffen mit. Ein blutiges Gemetzel drohte der neuen Stadt den Garaus zu machen, bevor ihre Geschichte überhaupt richtig angefangen hatte. Doch als die Lage gerade so richtig brenzlich wurde, warfen sich die Sabinerinnen zwischen ihre Verwandten und die römischen Entführer. Und der deeskalierende Eingriff der Frauen, die so gar nicht mit ihrem Schicksal haderten, hatte Erfolg. Den Frieden besiegelte ein Handschlag zwischen Romulus und dem Anführer der Sabiner, Titus Tatius.⁵

Auch dieser Mythos aus der fernen Vergangenheit erzählt in Wirklichkeit viel über die spätere Geschichte Roms. Die Sabinerinnen, die ihre Stadt mit den Nachbarn verbinden, stehen sinnbildlich für die Stammverwandtschaft zwischen den Römern und den Latinern im näheren Umfeld. Sie teilten sich eine gemeinsame Sprache, das Lateinische, ihre Götter und ihre Kultur. Der Handschlag zwischen Romulus und Titus Tatius besiegelt die Vorherrschaft Roms über Latium, die zur Keimzelle der Expansion in Italien wurde. Schließlich: Etwas von den Sabinerinnen steckte auch in den römischen Frauen späterer Jahrhunderte. Sie waren loyale Gefährtinnen ihrer Männer, ließen sich aber nicht

unterbuttern, wenn es hart auf hart kam. Römerinnen wie Porcia, die Gattin des Caesar-Mörders Brutus, und Neros Mutter Agrippina standen in Krisenzeiten ihre Frau. So wie die Sabinerinnen im Angesicht der drohenden Katastrophe.

Noch sechs Könige herrschten nach Romulus über Rom. So will es der Mythos. Jeder von ihnen brachte ein bisschen mehr Zivilisation an den Tiber: Numa Pompilius schuf den römischen Kalender, Tullus Hostilius baute dem Senat ein schickes Versammlungsgebäude, die Kurie, Ancus Marcius errichtete die Hafenstadt Ostia und eine Brücke über den Tiber, Tarquinius Priscus ließ die Senke des Forums trockenlegen und einen Abwasserkanal bauen, die Cloaca Maxima, und Servius Tullius schützte Rom mit einer Stadtmauer. Aus anderem Holz geschnitzt war der Letzte der Reihe: Tarquinius, der einem alten Etruskergeschlecht entstammte. Rom lag am Rand des etruskischen Zwölfstädtebundes, gehörte aber nicht dazu. Dennoch strahlte dessen Kultur an den Tiber aus. Dass etruskische Adlige in Rom Einfluss hatten, war kein Geheimnis und für die Römer auch nie ein Problem – bis Tarquinius an die Macht kam und sich schnell so unbeliebt machte, dass man ihm den Beinamen «der Arrogante» gab, «Superbus». Mit dieser Charakterhaltung stand der Mann allerdings nicht allein in der Geschichte der Antike. Solche Gestalten konnten sich auf eine lange Tradition berufen, und die begann bei den Griechen.

Wer kann, wird Tyrann

Mancher hat als Nachbarn so einen Power-Griller – einen mit einem High-End-Rost, der den Geruch seiner extra großen T-Bone-Steaks über das ganze Viertel bläst. Aller Welt muss er zeigen, dass er der Größte ist. Diesen Menschenschlag gibt es nicht erst seit

unseren Tagen. Und damit wären wir auch schon bei den Tyrannen im frühen Griechenland.

Da war zum Beispiel Phalaris von Akragas – dem heutigen Städtchen Agrigent auf Sizilien –, der dort so zwischen 570 und 554 als Tyrann herrschte. Sein Grill hatte die Gestalt eines bronzenen Stiers.⁶ In dem hat er aber nicht seine Steaks gebrutzelt, sondern die Leute, die sich über seine Großmannssucht beschwerten und ihn loswerden wollten. Wie er zu seiner Machtstellung gekommen war? Als eine Art Bauunternehmer.⁷ Jedenfalls hat man ihm – kaum dass die Polis (so nannte man bei den alten Griechen eine Stadt) gegründet war und als noch nicht alles so richtig rund lief – das ehrenvolle Amt anvertraut, einen Tempel für Zeus auf dem Stadtberg zu bauen.⁸ Phalaris hat gesagt: «Klar, mach ich, und ich befestige euch gleich auch noch den Burgberg.» Die Leute dachten sich nichts Böses dabei und ließen ihn mal machen, zusammen mit seinen strafgefangenen Arbeitern. Die hat Phalaris dann aber bewaffnet, und als im Herbst alles erledigt war und man ein großes Fest feierte, die sogenannten Thesmophorien zu Ehren der Fruchtbarkeitsgöttin Demeter, da haben die Leute des Phalaris viele Männer niedergemacht und Frauen und Kinder als Geiseln genommen. So war jeder Widerstand im Keim erstickt, und Phalaris war Herr der Stadt.

Er muss ein wirklich mieser Charakter gewesen sein. So dreht sich der größte Teil der Geschichten über ihn um seine Grausamkeiten.⁹ Losgeworden ist man ihn erst, als ein gewisser Telemach aus Rhodos sich ein neues Betätigungsfeld auf Sizilien suchte und dabei auch Akragas angriff. Die Leute, die auf Phalaris schlecht zu sprechen waren, halfen ihm, den alten Grillmeister zu stürzen. Gestürzt wurde bei der Gelegenheit auch der Stierofen des Tyrannen, und zwar ins Meer, nachdem man für ihn keine Verwendung mehr hatte, wie ein Historiker namens Timaios weiß.¹⁰

Dieses Ekelpaket von Phalaris war aber kein Einzelfall. Da gab es zum Beispiel noch Periander aus Korinth. Das war der Sohn des Kypselos,¹¹ der in der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts diese Stadt bereits in seine Gewalt gebracht hatte. Als Kypselos nach rund 40 Jahren als Tyrann friedlich entschlafen war – so was gab's auch –, war Periander an der Reihe. Der war nun (um 628) sozusagen ein Tyrannen-Azubi ohne Lehrherrn. Deswegen wollte er von einem Profi in diesem Geschäft wissen, wie man so richtig Alleinherrscher sein und vor allem auch bleiben kann. Also schickte er einen Boten zu einem Tyrannen namens Thrasybulos, der über Milet herrschte, eine Stadt an der Westküste Kleinasiens.

Woher man das alles weiß? Vieles erfährt man beispielsweise von Herodot (5. Jahrhundert). Von ihm werden wir noch öfter hören. Man hat ihn sogar «Vater der Geschichtsschreibung» genannt, weil er nicht nur wie Homer Mythenkram aufgeschrieben hat, von dem keiner weiß, was davon echt und was erfunden ist. Sondern er hat als Erster eine historische Darstellung verfasst, die der Wahrheit und seinen Quellen verpflichtet und noch dazu mordsumfangreich ist. Bei ihm heißt es, Thrasybul habe auf die Frage des Periander GAR NICHTS geantwortet. Stattdessen nahm er den Gesandten mit auf einen Acker, und während er mit ihm daran vorbeiging, rupfte er all die Halme ab, die über die anderen herausragten. So schickte er den Boten wieder nach Hause. Der erzählte seinem Chef von dem, gelinde gesagt, exzentrischen Verhalten des Tyrannen. Periander aber verstand genau, was Thrasybul ihm hatte sagen wollen, nämlich dass er die hervorragenden Bürger des eigenen Gemeinwesens ermorden solle, weil von denen für ihn die größte Gefahr ausging.¹²

Gesagt – getan! Und was sein Vater noch nicht erledigt hatte, holte der Sohn nach, indem er grausam gegen die Elite seiner Stadt wütete. Vielleicht darf man das alles aber auch nicht über-

bewerten, und er war insgeheim doch eher der herzliche Typ? So erzählt man sich beispielsweise auch, er sei ein im wahrsten Sinne des Wortes liebender Sohn gewesen, der in jungen Jahren Sex mit seiner Mutter hatte – die Quellen dafür sind allerdings nicht super-seriös.¹³ Seine Frau muss er dermaßen geliebt haben, dass er es mit ihr auch noch mal nach ihrem Tod gemacht hat.¹⁴

Weil er im Übrigen innen- und außenpolitisch ganz erfolgreich agiert hat, ging er doch tatsächlich als einer der «Sieben Weisen» in die Geschichte ein. Von den Sieben Weisen gab's ungefähr fünfzehn, weil man die Listen mit ihren Namen je nach Gusto dauernd neu zusammengestellt und sortiert hat. Von den Weisheitssprüchen des Periander lautet einer: «Ruhe ist schön!» Vermutlich meinte er damit die Friedhofsruhe, die er als Tyrann von Korinth genossen hat. Als er starb (585), konnte er seine Tyrannenherrschaft nochmals vererben, und zwar an seinen Neffen Psammetichos. Mit dessen Herrschaft war es dann aber nach nur drei Jahren vorbei.¹⁵ Danach hatten die Korinther keine Lust mehr auf eine Tyrannis.

Aus der Geschichte zwischen Thrasybul und Periander kann man Wichtiges über die Tyrannis als Herrschaftsform in der sogenannten archaischen Epoche Griechenlands (ganz grob zwischen 800 und 500) lernen: Es ging bei dieser Position eines einzelnen Mannes, die durch nichts als die faktische, schiere Macht des Alleinherrschers legitimiert war, vor allem um die Auseinandersetzung mit den eigenen Standesgenossen. Die Tyrannis war ein Phänomen der Elite, und die bildeten damals allerorten die Aristokraten – wörtlich: die ihrer Geburt nach «Besten» einer Stadt. Diejenigen, die sich damals *aristoi* (die Besten) oder *esthloi* (die Edlen) nannten, wollten den Standesgenossen eben mal so richtig zeigen, wo der Hammer hängt. Wie tief dieses Bedürfnis

saß, können wir am besten aus der Geschichte eines Mannes lernen, der selbst kein Tyrann sein wollte.

Er stammte aus Athen und hieß Solon. Man hatte ihn, einen bewährten und angesehenen Bürger, als Schiedsrichter in seiner Stadt gewählt, damit er die Athener vor einem drohenden Bürgerkrieg – einer *stasis* – bewahrte. Die Gefahr war real, weil sich die Bonzen immer mehr auf Kosten der Ärmeren bereicherten. Merke: Allzu viel hat sich seit damals nicht geändert! Viele Angehörige der Unterschicht hatten Schulden, waren in Schuldknechtschaft geraten, manche gar bereits außer Landes verkauft worden. Das alles passierte um die Wende vom 7. zum 6. Jahrhundert. Als Solon mit diesen Missständen aufräumte, ohne eine der streitenden Parteien zu bevorteilen oder selbst Nutzen daraus zu ziehen, musste er sich zum Dank auslachen lassen: Da hatte er doch echte Supervollmachten – und hat die Chance nicht genutzt, Tyrann zu werden. Hat er eben nicht gewollt. So packte er, als er seinen Job erledigt hatte und bedient war von den Athenern, die Koffer und ging auf Weltreise. Das hieß damals: Er ist rüber übers Mittelmeer nach Ägypten und hat sich die Pyramiden angeguckt. Seine Standesgenossen aber verhöhnten den guten Solon – der hätte doch nur noch zugreifen müssen! Stattdessen – ist es zu fassen?! – gibt er den Athenern eine gute Ordnung (*eunomia*).

«Solon ist kein tiefverständ'ger und kein wohlberat'ner Mensch;
als ihm Gott das Beste anbot, nahm er selber es nicht an.
Seine Beute war gefangen, doch betroffen zog er nicht
zu das große Netz; es fehlte ihm an Herz wie an Verstand.
Könnte ich die Macht gewinnen und des Reichtums volles Maß,
und Tyrann sein der Athener nur für einen einz'gen Tag,
dann mag man zum Schlauch mich schinden und autilgen
meinen Stamm.»¹⁶

Tyrann ist Solon also nicht geworden. Aber wegen seiner politischen Klugheit galt auch er den Zeitgenossen als einer der Sieben Weisen. Selbst in Ägypten, wo er Urlaub machte, kannte man ihn bereits. Dort hat er hohes Ansehen genossen und war gewissermaßen Staatsgast am Hof des Pharaos Amasis.

Doch nehmen wir mal an, er wäre Tyrann geworden – was hätte ihn dann erwartet? Wie tief in der Antike der Hass auf die Tyrannen saß, erkennt man leicht, wenn man einen Vers des Alkaios (um 600) liest, der aus Mytilene auf der Insel Lesbos stammte. Er musste eine ganze Weile im Exil leben. Sie ahnen schon, weshalb ... Aber eines Tages:

«Jetzt heißt es zechen, mehr als man kann und mag,
und sich betrinken: Myrsilos ist ja tot!»

Richtig geraten – Myrsilos war Tyrann über Mytilene und damals endlich in den Hades gefahren. Doch unter den Eidgenossen des Alkaios, die sich verschworen hatten, den Tyrannen zu beseitigen, war einer namens Pittakos. Und was machte der?

«Doch ihn, den Sohn des Hyrras [Pittakos], ereile die
Erinnys [Rachegöttin] dessen, was wir zu jener Zeit
hochheilig schworen: dass wir keinen
unserer Gefährten verraten würden,
sondern man eher solle betten im kühlen Grund
die Leiber uns, erschlagen von der Feinde Hand,
oder wir würden jene töten
und unser Volk aus der Knechtschaft reißen.
Anders der Dickwanst [Pittakos]: er hat von alledem
nichts ernst genommen, sondern er trat den Eid
leichthin mit Füßen, um sich nunmehr
gütlich zu tun auf Volkes Kosten.»¹⁷

Dem Alkaios drehte sich der Magen um: Kaum, dass Myrsilos tot war, hatte sich dieser Pittakos der Alleinherrschaft bemächtigt. Ärgerliche Geschichte das. Die Szene lässt ziemlich gut erkennen, dass es den Angehörigen der Eliten damals wirklich einfach nur um Macht ging. Wer sie wollte, schreckte vor Mord und Totschlag nicht zurück – und wer sie dem anderen nehmen wollte, ebenso wenig, nur um dann möglichst selbst Tyrann zu werden.

Genau das wäre die berufliche Perspektive Solons gewesen, wenn er sich auf das Spiel eingelassen hätte. Und weil sich ziemlich viele seiner Standesgenossen zu Hause wie in anderen *poleis* darauf einließen, ist es auch kein Wunder, dass wir die Namen ziemlich vieler Tyrannen aus jener Zeit kennen. Außer den bereits Genannten beispielsweise noch Theagenes von Megara (um 600), Kleisthenes von Sikyon (1. Hälfte 6. Jahrhundert) oder Lygdamis von Naxos (2. Hälfte 6. Jahrhundert) – um nur ein paar zu nennen.

Und wie ging es weiter in Athen, nachdem Solon in seiner Weisheit die Tyrannis ausgeschlagen hatte? Sie ahnen es bereits! Es vergingen nur wenige Jahre, dann hatte auch diese Stadt ihren Tyrannen, Peisistratos. Um seine Alleinherrschaft zu errichten, brauchte er nicht weniger als drei Anläufe. Aber immerhin ließ man ihn auch dreimal machen, statt ihm frühzeitig den Kopf zwischen die Füße zu legen. Eines Tages war Peisistratos am Ziel seiner Träume. Er hielt sich bis zu seinem friedlichen Ende als Tyrann und konnte seine Herrschaft sogar noch an seine Söhne – Hippias und Hipparch – vererben (528/27). Als Nachkommen des Peisistratos nennt man sie auch Peisistratiden.

Hipparch bewies allerdings in einer Liebesangelegenheit wenig Fingerspitzengefühl: Weil ein gewisser Harmodios ihn hatte abblitzen lassen, demütigte Hipparch dessen Schwester öffentlich, indem er sie nicht an einem Festumzug teilnehmen ließ. Er

sagte, sie sei keine Jungfrau mehr. Wenn Hipparch das aus eigener Praxis wusste, spielte er in beiden Mannschaften, was allerdings in der griechischen Gesellschaft zur Geselligkeit dazugehörte. Wie auch immer: Aristogeiton, dem Freund des Harmodios, hatte es schon nicht gepasst, dass Hipparch seinen Liebsten angebaggert hatte – und dann auch noch dieser Stress mit dessen Schwester! In Liebe vereint, bereiteten deshalb Harmodios und Aristogeiton dem Juniortyrannen Hipparch ein blutiges Ende (514).¹⁸ Zwar kamen sie nicht weit – Harmodios wurde noch am Tatort von der Leibwache des Ermordeten getötet, Aristogeiton bald darauf unter der Folter –, aber sie erwarben sich damals unsterblichen Ruhm.¹⁹ Später wollten die Athener in ihnen gar Vorkämpfer der Demokratie sehen und setzten ihnen ein Denkmal als Tyrannenmörder (477/76). Wir aber wissen, dass ihre Tat ein ganz anderes Motiv hatte. Doch jede Gesellschaft braucht ihre Gründungsmythen, und da kam so eine Heldengeschichte von Vorkämpfern der Freiheit einfach gut an.

Bis diese Legende blühte, sollten aber noch ein paar Jahrzehnte vergehen. Zunächst hielt sich nämlich Hippias, der ältere Bruder des Hipparch, noch eine ganze Weile im Sattel, erst 510 sollte es auch mit seiner Tyrannis vorbei sein. Wie sich zeigen sollte, war er ein zäher Bursche – wir werden ihm deshalb in den nächsten Kapiteln noch ab und zu begegnen.

Wirklich aus politischen Gründen starb hingegen wohl der Tyrann Polykrates von Samos.²⁰ Der hatte seine Herrschaft zwar auf dieser Insel errichtet – vor dem heute türkischen Festland –, doch sein Machtbereich reichte weit über das Mittelmeer. Polykrates verfügte über 1000 Bogenschützen und 100 Fünfzigrunderer, also eine gewaltige Flotte. Mit deren Hilfe trieb er erfolgreich Seehandel von Sizilien bis Ägypten und von Nordgriechenland bis Athen. Sein Reichtum war atemberaubend. Aber Geld allein macht nicht

glücklich. (Merke: Immobilien und Sachwerte sind auch nicht zu verachten!) Wie so mancher Tyrann führte Polykrates an seinem Hof Geld und Geist zusammen, indem er bedeutende Künstler an seinen Hof lockte, ja sogar einen Architekten aus der Stadt Megara auf dem griechischen Mutterland. Von dem ließ er sich eine gewaltige unterirdische Wasserleitung bauen, die man noch heute besichtigen kann. Was also konnte so einem mächtigen Mann überhaupt gefährlich werden? Nichts! Abgesehen vom Neid der Götter, der schon ganz andere gefällt hatte, die sich für unüberwindbar hielten. Das lässt ja auch für heute noch hoffen.

Die Motive des Mannes, der Polykrates zur Strecke gebracht hat, sind nicht ganz klar. Möglicherweise versuchte er, seinem Chef, dem persischen Großkönig Kambyses – auch der kein feiner Charakter –, eine Freude zu machen, indem er diesen mächtigen Flottenherrscher beseitigte. Polykrates stand nämlich den imperialen Fantasien der Perser im Wege (von denen wir noch hören werden).

Beim Mörder des Polykrates handelte es sich um einen gewissen Oroites, einen Statthalter des Kambyses in der Stadt Sardeis. Er lockte den Tyrannen zu sich aufs kleinasiatische Festland, angeblich, um sich von ihm mit all seinen Schätzen abholen zu lassen, wofür er ihm einen Teil davon versprach. Polykrates ging nach einigem Zögern darauf ein, fuhr hinüber – tja, und dann ließ Oroites ihn eines so unappetitlichen Todes sterben, dass selbst Herodot ihn nicht beschreiben mag. Schließlich hängte Oroites ihn noch ans Kreuz, wo er fortan vom Göttervater Zeus gebadet wurde, wenn es regnete, und von der Sonne gesalbt, weil dann der Saft aus seinem Leib austrat. Dass er bis zum Schluss von seinem Pfahl einen prima Blick auf sein geliebtes Samos hatte, war in dieser Lage auch nicht mehr wirklich ein Stimmungsaufheller.

Polykrates also war tot – und nach und nach verschwanden auch die übrigen Tyrannen aus der griechischen Geschichte. Aber die Idee der Tyrannis – der Alleinherrschaft, die sich auf nichts stützt als auf den schieren Willen eines Einzelnen zur Macht und dafür auf jede Legitimation verzichtet – war seit den Tagen der griechischen Frühzeit nicht mehr totzukriegen.

Noch eine Tyrannendämmerung

Wie so viele Griechen in Dutzenden von Poleis von ihren Tyrannen, so fühlten sich die Römer von ihrem arroganten Tarquinius drangsaliert: Dieser ehrgeizige König führte Kriege und ließ alle möglichen Prachtbauten errichten, darunter einen Trumm von Tempel auf dem Kapitol. Das kostete Unsummen von Geld. Schadlos hielt sich Tarquinius bei römischen Aristokraten, die er, um an ihr Vermögen zu kommen, reihenweise über die Klinge springen ließ. So brachte der Machthaber schließlich sogar die Götter gegen sich auf. Die sandten ein Omen, das nach einhelliger Meinung nur Unheil bedeuten konnte: Aus einer Holzsäule im Palast kroch nämlich plötzlich eine Schlange und versetzte die Sippe des Königs in helle Panik. Man entschloss sich, ein Orakel einzuholen – aber natürlich nicht irgendwo, sondern in Delphi, von der Pythia, der dauerbenebelten Apollon-Priesterin.

Die Reise nach Griechenland traten die beiden Söhne des Königs und sein Neffe Lucius Junius Brutus an. Brutus heißt soviel wie «Depp». Und den Beinamen hatte sich der junge Mann redlich verdient. Um in der Schlangengrube des Hofes überleben zu können, stellte er sich dumm wie Brot. Gutmütig ertrug er den Spott seiner Mitmenschen, während tatsächlich sein Verstand auf Hochtouren arbeitete. Da sie nun schon einmal in Delphi waren,

wollten die beiden Königssöhne auch wissen, wer wohl eines Tages die Nachfolge ihres Vaters antreten werde. Wie immer sprach die Pythia in Rätseln: Derjenige von ihnen, der zuerst eine Mutter küsst, wird herrschen, gab sie zur Antwort. Die beiden Söhne sahen sich ratlos an. Was sollte das denn jetzt? Ihre Mutter war weit weg, in Rom. Bei Brutus aber fiel der Groschen: Die Mutter, die allen gemeinsam ist, das ist die Erde! Also warf er sich nieder und drückte einen Kuss auf den Boden.²¹

Geraume Zeit nach diesem Vorfall ist wieder mal Krieg, man belagert die Stadt Ardea. Einer der Königssöhne, Sextus, hat es sich in seinem Zelt mit etruskischen Offizierskollegen über etlichen Gläsern Wein gemütlich gemacht. Man redet über die Frauen im Allgemeinen und gerät schließlich in einen heftigen Disput darüber, wessen Frau im Besonderen wohl die tugendhafteste sei. Ein gewisser Collatinus ist der Einzige in der Runde, der mit einer Römerin liiert ist, während alle anderen Etruskerinnen geheiratet haben. Er behauptet nun steif und fest, dass keine Etruskerin die eigene Frau in puncto Sittsamkeit schlagen könne. Also machen sich die Offiziere auf, um der Sache auf den Grund zu gehen. Und staunen nicht schlecht. Die wertten Gemahlinnen haben nämlich die Abwesenheit ihrer Männer genutzt, um Orgien zu feiern und sich mit fremden Männern herumzutreiben. Anders die edle Römerin: Lucretia sitzt am heimischen Herd und geht dort der häuslichen Arbeit nach, wie es sich für eine Frau halt geziemt.²²

Die Begegnung mit Lucretia lässt Sextus keine Ruhe. Er will sie haben, gerade sie, die so anständig am Webstuhl gesessen hat. Also schleicht er sich eines Nachts, Collatinus ist außer Haus, in ihr Schlafzimmer. Als sie aufwacht und schreien will, hält er ihr den Mund zu. Lucretia erklärt, lieber werde sie sterben, als Sextus zu Willen zu sein. Doch der grinst nur hämisch und sagt: «Dann

töte ich eben einen Sklaven und lege ihn neben deine Leiche. Was werden die andern dann wohl denken?» So ergibt sich Lucretia in ihr männergemachtes Schicksal.²³

Tags drauf berichtet sie dem Gatten und ihrem Vater von der Vergewaltigung. Die beiden Männer wiegeln ab, Lucretia treffe keine Schuld, allein der Königssohn sei der Übeltäter. (Eine Haltung, von der manche Herren heute noch trostlos weit entfernt sind.) Doch die sittenstrenge Matrone will davon nichts wissen. Ihre Tugend, so denkt sie, hat sie nur mit Schande erkaufen können. Da sie aus diesem Dilemma nicht rauskommt, begeht sie Selbstmord. Doch noch im Sterben lässt sie die Verwandten schwören, Rache für ihren Tod zu nehmen.

Für die vornehmen Römer ist damit das Maß endgültig voll. Lange genug haben dieser arrogante Tarquinius und sein Clan ihr Unwesen getrieben, jetzt ist der Tag der Abrechnung gekommen. Brutus hält am Leichnam Lucretias eine Rede und fordert die Absetzung des Königs. Das Volk erhebt sich, beschließt die Abschaffung des Königtums und wählt Brutus und Collatinus zu gemeinsam amtierenden «Befragern»: Konsuln. Die Bürger legen den heiligen Eid ab, nie wieder Monarchie und Tyrannenherrschaft in ihren Mauern zu dulden. Der neue Staat ist stark genug, um einen letzten Versuch des vertriebenen Königs abzuschmettern, gewaltsam auf den Thron zurückzukehren. Es ist das Jahr 509 v. Chr. Rom ist eine Republik und wird es fast 500 Jahre lang bleiben.

Auch diese blutbefleckte Geschichte ist ein waschechter Mythos. Historisch halt- und greifbar sind vielleicht einige Eckdaten und Figuren: Dass Etrusker zeitweise am Tiber die Macht in Händen hielten, ist unbestreitbar, auch Tarquinius Superbus könnte wirklich gelebt haben. Typische Ingredienzien eines Mythos sind hingegen die Orakelgeschichte und die Erzählung von

Lucretia, wo die verlorene Ehre einer Dame aus der römischen Oberschicht zum Ausgangspunkt der Republik wird. Die Brutus-Erzählung liefert für die Republik eine Erklärung und zugleich Legitimität: Der heilige Schwur, dass kein König mehr über Rom herrschen solle, begründet die antimonarchische Tradition der Republik, die das Königtum mit einem schrecklichen Tabu belegte. Und auf den Freiheitshelden Brutus konnte sich jahrhundertlang der Clan der Junier berufen, der ziemlich weit vorne in der römischen Politik mitmischte – und aus dessen Reihen schließlich ein anderer, noch berühmterer Brutus stammte: Marcus Junius Brutus, der Caesar-Mörder, von dem wir noch einiges hören werden.

Die Anfänge organisierten bürgerlichen Freiheitsdenkens aber hatten sich – und das ist solide belegt – gegen Ende des 6. Jahrhunderts ein paar hundert Kilometer weiter östlich vollzogen, und zwar in Athen.



Eine Demokratie und eine Republik

◆ Um 500 v. Chr. ◆

Vielleicht hat der Ex-Olympiasieger Kylon von Athen vor 2600 Jahren so ähnlich geklungen wie der Ex-Weltmeister Lothar Matthäus, als der am 8. November 2009 Fußball-Deutschland die Leviten las^t – also etwa so: «In anderen Städten geht man anders mit Idolen um, und ich bin ein Idol im Laufen in Athen. Und wie man so mit einem Idol in Athen umgeht, da muss sich Athen schämen!»

Man schrieb das Jahr 632 v. Chr. Acht Jahre zuvor hatte Kylon im Doppellauf in Olympia gesiegt. Auch wenn die Athener ihm für diesen Triumph sicher eine super Sause ausgerichtet hatten – ein Olympiasieg war für die Stadt, aus der der Sieger kam, immer eine große Sache –, fand Kylon die Huldigungen offenbar ein bisschen popelig. Jedenfalls hat er selbst Jahre später immer noch auf MEHR gehofft.

Kylon war nämlich auch einer von denen, die darauf spekulierten, einmal in seinem Leben Tyrann zu werden. Tja, und da haben Kylon und ein paar Sportskameraden eben einen Staats-

streich unternommen. Waffen und Mittel dafür hatte er von seinem Schwiegervater bekommen, dem Tyrannen Theagenes von Megara. Vielleicht wollte Kylon seiner protzigen angeheirateten Verwandtschaft beweisen, dass auch er nicht von schlechten Eltern war. War er ja auch tatsächlich nicht: Als sogenannter *eupatride* – also von edler Abstammung – war er ein waschechter Aristokrat.

Jedenfalls ging für Kylon und seine Kumpels die Geschichte nicht gut aus. Denn da gab es diesen Megakles aus dem Aristokratengeschlecht der Alkmaioniden. Der war Oberbeamter in der Stadt – Typ: null Sportsgeist, null Humor! Als Kylon nun checkte, dass die Athener gerade so gar keine Lust auf Tyrannis hatten, hat er sich mit seinen Jungs ans Standbild der Athena auf der Akropolis bzw. an die Altäre der Erinnyen, der Rachegeister, geflüchtet und gerufen: «Späßchen! War nicht so ernst gemeint!» Die Athener fanden den Versuch zwar trotzdem nicht witzig, aber immerhin erinnerten sie sich noch daran, dass Kylon mit seinem Olympiasieg der Stadt jede Menge Ruhm verschafft hatte. Da wollten sie ihrerseits auch nicht pingelig sein. Sie sicherten ihm zu, dass sie ihm und den anderen zwar den Prozess machen, ihnen aber nicht ans Leder wollten. Aber dieser Megakles ... wie gesagt: komplett humorfrei. Kylon selbst hatte sich gerade noch rechtzeitig vom Acker gemacht, doch seine Sportsfreunde riss Megakles vom Altar weg und metzelte sie nieder.² Nun weiß zwar jeder, dass man so was nicht am Altar machen sollte! Aber bremsen Sie mal einen Beamten im Blutrausch ...

In puncto Altar waren die Athener allerdings richtig heikel – die wollten schließlich für ihre Stadt keinen Stress mit den Göttern von wegen Frevel und so. Also schickten sie Megakles und seine Familie ins Exil. Wie eng gerippt die Athener damals waren, kann man daran ganz schön erkennen, dass sie in dieser Situa-



tion selbst noch die Toten der Alkmaioniden ausbuddelten und über die Landesgrenze schafften.³ Tot oder lebendig – die Athener wollten erst mal nichts mehr mit dieser ganzen Sippschaft zu tun haben. Aber irgendwann tritt sich alles fest. Deshalb durften die Alkmaioniden später auch wieder zurück nach Athen. Trotzdem hat man ihnen diese alte Geschichte noch jahrhundertlang aufs Pitabrot geschmiert.

Warum das hier so ausführlich erzählt wird, wo's doch um die Anfänge der Demokratie in Athen gehen soll? Na ja, die Alkmaioniden kamen danach in Athen politisch verdammt lange nicht mehr groß raus; da hatten, wie wir schon gehört haben, vor allem die Peisistratiden alles im Griff (S. 43). Doch als deren Zeit vorbei war, hatte ein gewisser Kleisthenes aus dem Clan der Alkmaioniden eine super Idee – sinngemäß: Wenn wir schon als Familie die anderen Aristokraten nicht mehr ausstechen können, dann versuche ich das mal mit Hilfe des Volkes!⁴ Bis er diesen Gedanken umsetzen konnte, musste er aber noch ein paar Hindernisse – sprich Gegenspieler – aus dem Weg räumen.

Kleisthenes und Isagoras – oder High Noon in Athen

Schon im letzten Kapitel sind wir dem Tyrannen Hippias von Athen begegnet. Wie berichtet, hatten Harmodios und Aristogeiton im Jahr 514 dessen Bruder Hipparch ermordet (S. 44). Hippias neigte fortan zur Übellaunigkeit.⁵ Entsprechend unerfreulich gestaltete sich seine Herrschaftspraxis. Die meisten Aristokraten blieben trotzdem in Athen und arrangierten sich irgendwie mit dem Machthaber. Die Alkmaioniden aber, darunter auch Kleisthenes, waren von Hippias' Sippe, den Peisistratiden, verbannt worden. Also arbeiteten sie aus dem Exil am Sturz des Hippias. Der

Weg, den sie dafür wählten, hätte einen Sonderpreis für Originalität verdient: Man könnte fast sagen, sie haben versucht, Hippias totzubeten. Die entscheidende Idee hatte auch in dieser Situation das Mastermind der Familie, der schon erwähnte Kleisthenes.

So begannen die Alkmaioniden, sich im wichtigsten Heiligtum der Antike – Delphi – dadurch beliebt zu machen, dass sie spendeten, was das Zeug hielt. Dort saß die Pythia, Priesterin im Tempel des Gottes Apoll, und befand sich in einer Art permanenter ritueller Trance. Wie sie da reinkam, wird heute wissenschaftlich intensiv beforscht.⁶ Antike Autoren sagen, sie saß über einer Felsspalte, aus der irgendwelche Gase ausströmten; die habe die Frau dann eingeatmet und sich so auf eine Art Dauertrip begeben.⁷ Keine Ahnung, was da rauskam, aber es kamen Pilger aus aller Welt zur Pythia und stellten ihr Fragen in der Hoffnung, dass Apoll aus dem Munde seiner Dienerin ihnen Lösungen für ihre Probleme vortragen würde. Was die Pythia in ihrem bedröhnten Zustand von sich gab, wurde von den Priestern des Apoll gedeutet und an die Ratsuchenden weitergegeben.

Die Alkmaioniden nun haben diese Apollon-Priester damals mit Geld zugeschissen und sie so beeinflusst: Wann immer sich ein Spartaner bei der Pythia blicken ließ, gaben sie ihm für seine Mitbürger eine Hausaufgabe mit, und zwar, dass sie unbedingt die Tyrannis in Athen beseitigen, sprich: den Hippias vertreiben sollten. Und, oh Wunder!, es dauerte nicht lange, da machte sich ein Heer aus Sparta auf, um die gottgefällige Tat zu vollbringen.⁸

Allerdings hatte sich in der Zwischenzeit bis nach Athen rumgesprochen, was in Delphi und in Sparta abging. Deshalb hatte Hippias Zeit, die befreundeten Thessaler – einen Stamm aus Mittelgriechenland – um Hilfe zu bitten. Die schickten ihm 1000 Reiter, und diese stattliche Streitmacht hat das Heer der Spartaner ordentlich verprügelt. Dies entsprach nun aber so gar nicht dem

Selbstbild der sieggewohnten Spartaner. Deshalb schickten sie ein zweites, größeres Heer. Das war jedoch auch nicht viel erfolgreicher. Der Grund dafür war vor allem, dass Hippias und seine Verwandtschaft sich in Athen auf der Akropolis verbarrikadiert und häuslich eingerichtet hatten.⁹

Aber dann passierte es. Dabei hätten Helikopter-Eltern aus München-Bogenhausen den Peisistratiden sagen können, dass man Kinder nicht unbeaufsichtigt draußen spielen lässt. Die Blagen der Peisistratiden gerieten außerhalb der Burg in die Hand des Feindes. Und kaum ruft der Feind über die Mauer: «Hippias, guck mal, wen wir hier haben!», da geben der Tyrann und seine Verwandtschaft auch schon auf. Merke: Selbst Spartaner und Tyrannen können ein Herz für Kinder entwickeln, wenn es ihnen nützt! Als Gegenleistung für die Freilassung des Nachwuchses musste Hippias samt Anhang allerdings aus Athen abziehen (511/10). Das kleinasiatische Städtchen Sigeion an den Dardanelen bot ihnen Luftveränderung, zumal die Peisistratiden sich dort schon früher ein Sommerhäuschen zugelegt hatten.¹⁰

Ist der Tyrann weg, freuen sich die Aristokraten! Jetzt konnten sie nämlich in Athen wieder untereinander wetteifern, wer der Beste und der Schönste war. Das war so ein Dauerwettkampf (die Griechen nannten ihn *agon*) in der Elite. Dessen Ergebnis hat man schließlich als *kalokagathía* bezeichnet (eine Verbindung von Schönheit und Tugendhaftigkeit). Nachdem nun endlich der Spielverderber Hippias verjagt war, der als Tyrann die Voraussetzungen für diesen Sport außer Kraft gesetzt hatte, weil er wie jeder Tyrann alles Gute und Schöne für sich allein beanspruchte,¹¹ konnten auch die Alkmaioniden wieder in die Stadt zurück und sich an diesem Sport beteiligen. Und genau in dieser Situation geriet der ebenfalls aus der Verbannung zurückgekehrte Kleisthenes mit seinem Widersacher Isagoras aneinander.

In dieser Auseinandersetzung zwischen 510 und 508 gelang es Kleisthenes, sich in der Gunst der Athener einen uneinholbaren Vorsprung vor Isagoras zu verschaffen. Das war schon was Besonderes, wenn man bedenkt, dass Isagoras 508/7 sogar Oberbeamter der Stadt war – der *archon eponymos*, nach dem das Jahr benannt wurde. Auch hängte Kleisthenes alle übrigen Aristokraten in der Gunst der Athener ab. Und zwar schaffte er das, indem er einen kompletten Umbau der Gesellschaft betrieb. Bis dahin hatten nämlich – wenn nicht mal wieder Tyrannis angesagt war – die großen Adelsgeschlechter alle politische Entscheidungsmacht unter sich aufgeteilt. Das bisschen Volkswille wurde in Versammlungen, die von den Aristokraten beherrscht wurden, in deren Sinne eingedampft.

Der Plan

Die geniale neue Idee des Kleisthenes bestand darin, dass er die alten, unauflöslich scheinenden politischen und vor allem die religiösen Bindungen des einfachen Volkes an die Familien der Aristokraten zerschnitt. Dafür organisierte er die Athener völlig neu: Er ordnete das Volk in zehn große Verbände (sogenannte *phylen*). Die waren nicht mehr auf die adligen Großkopferten, sondern auf zehn mythische Heldenfiguren mit je eigenem Kult ausgerichtet. Außerdem mixte Kleisthenes die Gesellschaft auch noch im Detail dermaßen durch, dass nicht mehr viel lief mit der alten aristokratischen Einflussnahme auf das einfache Volk.¹²

Die kleinen Leute hatten genug von den Bonzen und akzeptierten die neue Ordnung sang- und klanglos. Diese sogenannte Kleisthenische Phylenreform wurde ein Mordserfolg und hat danach jahrhundertlang gehalten. Das Volk bekam richtig Spaß am Mitregieren. Jetzt gingen die kleinen Leute tapfer in die

Volksversammlung (*ekklesia*), die fortan nicht nur ab und zu, sondern 40 Mal im Jahr tagte. Dort durfte buchstäblich jedermann (*ho boulomenos* – jeder, der will) das Wort ergreifen, und es wurde *one man, one vote* über die Geschicke der Stadt abgestimmt. Dieses gleiche Rederecht bildet die unverzichtbare Signatur der bürgerlichen Freiheit und zugleich der Demokratie. Die Griechen nannten diesen neu errungenen Zustand *Isegorie* – von *isos* (gleich) und *agoraomai* (in der Versammlung sprechen).

In Athen blieben von jetzt an nur ein paar wenige höchste Posten den alten Aristokratenfamilien vorbehalten. Das Gros der städtischen Beamtenstellen hingegen wurde im Losverfahren besetzt, und zwar aus der Mehrheitsgesellschaft. Und selbst die Ärmsten im athenischen Volk konnten noch als Richter erlost werden. Was Kleisthenes seinerzeit geschaffen hatte, bezeichnete man als *Isonomie* – das heißt: gleiches (*isos*) Recht (*nomos*) für die Athener.¹³ Es war eine geniale Weiterentwicklung von Solons Verfassungsidee der *Eunomie* (S. 41).¹⁴

Es gehört wenig Fantasie dazu sich auszumalen, dass die neuen Regeln des Kleisthenes seinen Mit-Aristokraten – nicht zuletzt dem Isagoras – gewaltig auf den Zeiger gingen. Sie kochten, weil sie durch diese Veränderungen viel von ihrer Macht einbüßten, während die kleinen Leute den Alkmaioniden feierten, der ihnen so viel mehr Einfluss verschafft hatte.

Wie aber schützt man solche politischen Errungenschaften wirkungsvoll gegen Neider? Es spricht einiges dafür, dass es ebenfalls Kleisthenes war, der dem Volk von Athen zu diesem Zweck eine scharfe politische Waffe an die Hand gab: Wenn nämlich einer der Mächtigen den Eindruck erweckte, er könne mit seiner Politik der Stadt schaden – zum Beispiel versuchen, Tyrann zu werden oder mit einem auswärtigen Feind gemeinsame Sache zu machen –, dann hatte die Bevölkerung einmal im Jahr

die Gelegenheit, ihn für zehn Jahre aus der Stadt zu werfen. Das machte sie mit dem berühmten Scherbengericht (ostrakismos):¹⁵ An einem festgesetzten Tag im Jahr kam man zusammen, und dann schrieb jedermann den Namen eines Bürgers, dem er misstraute, auf eine Tonscherbe. Die Scherben wurden eingesammelt, und wenn insgesamt mindestens 6000 Stimmen für die Durchführung des Ostrakismos abgegeben worden waren, musste der Mann mit den meisten Stimmen für zehn Jahre die Stadt verlassen.¹⁶

Isagoras, der Gegenspieler des Kleisthenes, war ein schlechter Verlierer. In seiner Situation kam er doch tatsächlich auf die Idee, die alte Geschichte mit dem Frevel an Kylon und dessen Gefährten aus der Mottenkiste zu ziehen: Der große Reformers sei fluchbeladen, weil er aus der Familie der Alkmaioniden stamme, die damals jenen Frevel begangen habe.¹⁷ Um seiner Forderung, Kleisthenes zu verbannen, Nachdruck zu verleihen, ließ Isagoras diese Zumutung den Athenern durch den Spartanerkönig Kleomenes vortragen – zwar nicht persönlich, aber durch eine spartanische Gesandtschaft.¹⁸ Mit Kleomenes verstand sich Isagoras besonders gut, war doch der Spartaner sein Gastfreund; allerdings legte Isagoras den Begriff Gastfreundschaft ziemlich weit aus und ging auch bei der Frau des Kleomenes ein und aus.¹⁹

Kurzum: Die Kleisthenischen Reformen sollten wieder rückgängig gemacht werden. Um keinen Zweifel an seiner Unerbittlichkeit in diesem Punkt aufkommen zu lassen, zog Kleomenes – insofern ein Vordenker Friedrich Wilhelms IV.: «Gegen Demokraten helfen nur Soldaten»²⁰ – mit einem kleinen spartanischen Heer nach Athen. Kleisthenes brachte sich vorsichtshalber in Sicherheit. Der Spartanerkönig setzte durch, dass 700 athenische Familien, die ihm sein Gastfreund genannt hatte,

die Stadt verlassen mussten.²¹ Aber womit die beiden sicher nicht gerechnet hatten, war, dass die einfachen Leute Widerstand leisteten. Nach drei Tagen musste Kleomenes samt seinen Truppen wieder abziehen. Die Athener riefen daraufhin die Verbannten zurück.²²

Kleomenes war stinksauer, mobilisierte Truppen aus verschiedenen Städten und setzte alles daran, Isagoras, den man mit ihm aus Athen verjagt hatte, zum Tyrannen über Athen einzusetzen. Als es tatsächlich zum Kampf kommen sollte, überlegten es sich seine Bundesgenossen jedoch anders und zogen ab. Dadurch ermutigt, sann den Athener auf Rache und verbreiteten in der Nachbarschaft Angst und Schrecken. Sie sorgten sich aber auch, ob Kleomenes vielleicht wiederkommen könnte. Dass ihre Abgesandten in dieser Situation sogar um ein Bündnis mit dem Perserkönig bei dessen Statthalter in Sardeis nachfragten,²³ sollte ihnen Jahre später noch Probleme machen, wie wir bald sehen werden. Jedenfalls haben sie damals die Gefolgsleute des Isagoras getötet.²⁴

Kleomenes jedoch wollte sich mit seinem Scheitern nicht abfinden, auch wenn er erkannt hatte, dass er mit Isagoras auf eine *lame duck* gesetzt hatte. Ihm fiel ein, dass es da ja noch einen frühpensionierten Profi-Tyrannen gab. So rief er Hippias aus Sigeion zurück und stellte seinen potentiellen Bundesgenossen seine Absichten vor, die Athener neuerlich mit einer Tyrannis des Peisistratiden zu knechten.²⁵ Dabei erlebte er eine herbe Überraschung: Obwohl die Mehrheit der Bundesgenossen nicht sonderlich gut auf Athen zu sprechen war, lehnten sie seinen Vorschlag ab. Ihr Wortführer war ein gewisser Sosikles aus Korinth. Wie wir im Kapitel zuvor gehört haben, hatten die Korinther selbst lange unter einer Tyrannis gelitten (S. 39f.). So verwundert es nicht, dass Sosikles den Kleomenes abkanzelte: «Es gibt doch nichts Unge-

rechteres, nichts Blutdürstigeres auf Erden. Wenn ihr wirklich für recht und gut haltet, dass Tyrannen über Städte herrschen, dann setzt doch zuerst über euch selbst einen Tyrannen ein, und dann erst versucht es bei anderen!»²⁶

Kleomenes war vergrätzt, und vor allem war Hippias wütend! Hatte er doch in der Hoffnung, als Tyrann zurückkehren zu können, den ganzen Weg von Sigeion auf sich genommen. Als er dann unverrichteter Dinge wieder in seiner Sommerfrische vor der Küste Kleinasiens eingetroffen war, begann er, bei den Persern gegen Athen zu hetzen, was das Zeug hielt.²⁷ Nicht ganz erfolglos, wie wir noch sehen werden. Fürs Erste aber war Athen samt seiner neuen Verfassung gerettet.

Zwischenfrage

Fehlt Ihnen eigentlich irgendwas in dieser Geschichte, die Sie gerade gelesen haben? Nichts? Wirklich gar nichts? Dann sind Sie ein Mann. Fragen Sie doch mal Ihre Frau oder – soweit vorhanden – eine gute Freundin, weshalb wir die ganze Zeit nur von Männern reden! Ernsthaft: Frauen spielten in der griechischen Geschichte ungefähr eine so bedeutende Rolle wie der bayerische Innenminister im Social Club. Abgesehen von mythischen Frauen, die reihenweise geraubt, vergewaltigt oder ermordet werden bzw. zu Hause unendlich treu auf ihren Alten warten, wissen wir nicht mal von einer Handvoll historisch sicher verbürgten griechischen Frauen auch nur den Namen.

Würden Sie sich aber trauen, heute noch ernsthaft von einer Demokratie zu sprechen, wenn Frauen weder wählen noch sonstwie sich politisch betätigen dürfen? Na also. Und was war in der Antike mit den Sklaven? Die Griechen hatten für Sklaven unter anderem den Begriff *andrapodon*. Das heißt so viel wie: «Ding mit

Männerfüßen». Und natürlich kam niemand auf die Idee, so einem Ding politisches Mitspracherecht zu gewähren. Also: In politischer Hinsicht gab's zwischen diesen Dingen und Frauen verdammt wenige Unterschiede. Halten wir fürs Erste einfach fest, dass mehr als die Hälfte der Bevölkerung in Athen überhaupt keine politischen Rechte besaß.

Es gab zudem noch eine weitere Gruppe, die zwar dauerhaft in Athen ansässig war und brav ihre Leistungen für das Gemeinwesen erbringen musste, auch Rechtsschutz genoss, aber von den Bürgerrechten – und dazu gehörte auch die politische Mitbestimmung – ausgeschlossen war. Das waren die sogenannten Metöken, die Mitbewohner, die zwar in einer Stadt wohnten, aber von anderswoher stammten. Mit anderen Worten: Die «Demokratie», die damals im Entstehen begriffen war, sollte auch später – auch in der Zeit ihrer «Hochblüte» – eine verdammt exklusive und zudem ganz und gar männerlastige Angelegenheit bleiben.

Aber waren das nicht nur die kleinen Geburtsfehler der besten aller Regierungsformen, die sich irgendwann auswuchsen? Na ja, in der ausgewachsenen Demokratie sollte die Masse alle Macht haben: der Pöbel mit seiner menschenverachtenden Gier. So wurde, als dieser Pöbel über die erforderlichen Mehrheiten verfügte, aus der Demokratie eine Ochlokratie – eine Herrschaft des Pöbels. Wir werden noch sehen, wie in Athen unter solchen Umständen die Gier fröhliche Urständ' feierte.²⁸ Als der Pöbel dann nach der selbstverschuldeten Katastrophe verprügelt im Dreck lag, heulte er laut, er sei verführt worden, und suchte die Schuld bei anderen. Nichts Neues unter der Sonne.

Wessen Republik?

Rom freilich war zu Beginn des 5. Jahrhunderts von diesen Problemen noch weit entfernt. Aber nicht alle jubelten über den Sturz der Monarchie, denn die Freiheit, so pathetisch sie beschworen wurde, war hier noch mehr als in Athen eine Freiheit der Wenigen. Der ganz Wenigen. Qualifiziert für die Spitzenämter der Republik, die jedes Jahr neu besetzt wurden, waren nur Patrizier, die Angehörigen einer Handvoll von Familien mit blauem Blut in den Adern. Sie und sie allein saßen an den Hebeln der Macht. Wer nicht von altem Adel war, musste draußen bleiben. Die Patrizier aber waren Snobs durch und durch. Sie bestanden auf ihrer Exklusivität und behandelten alle anderen, als wären sie Luft. Mit roten Schuhen, dem Zeichen ihres Standes, stolzierten sie durch die Straßen. «Plebs» nannten sie die, die nicht von Adel waren: «der Rest». Doch dummerweise waren viele aus diesem Rest zu Geld gekommen und strotzten nur so vor Selbstbewusstsein. Warum sollten einzig die Patrizier über das Schicksal der Republik entscheiden dürfen? Leisteten nicht sie, die Plebejer, denselben Beitrag zur Wehrfähigkeit ihrer Stadt? Was würde wohl aus Rom werden, wenn die gesamte Plebs auf einmal wie vom Erdboden verschluckt wäre?

Die Plebejer wollten es wissen. Also traten sie in den Streik und zogen hinaus aus der Stadt, auf den Aventin. Sie wählten ihre eigenen Beamten, die Volkstribune, und ließen die Patrizier wissen: Ihr könnt uns mal! Der Mythos besagt, dass diese Aktion schon wenige Jahre nach der Republikgründung stattfand. Vermutlich dauerte es ein paar Jahrzehnte länger, doch der Streik der Plebs war, als man um die Mitte des 5. Jahrhunderts tatsächlich in den Ausstand trat, ein kompletter Erfolg. So zufrieden war man mit dem Ergebnis, dass sich der Auszug aus der Stadt fortan in

regelmäßigen Abständen wiederholte. Immer mehr Zugeständnisse trotzten die Plebejer den Patriziern ab, bis sie schließlich die völlige Gleichstellung bekamen und alle ihre Beschlüsse als Gesetze anerkannt wurden.

Diese sogenannten Ständekämpfe dauerten bis 287 v. Chr. Sie waren die erste echte Bewährungsprobe der Republik, und die bestand sie mit Glanz und Gloria. Die Lehre daraus lautete: Es geht auch ohne Ströme von Blut. Mit Kompromissbereitschaft und gegenseitigen Zugeständnissen ließ sich auf Dauer mehr erreichen als mit Gewalt. Der Konflikt zwischen Patriziern und Plebejern bescherte den Römern eine erste Rechtsordnung, die schriftlich niedergelegt wurde und fortan das Faustrecht ersetzte: die zwölf Tafeln. Die Bronzetafeln mit den Paragraphen wurden öffentlich auf dem Forum aufgestellt und konnten dort von jedermann eingesehen werden. Aus den Kämpfen schälte sich eine neue patrizisch-plebejische Führungsschicht, die ihre Berufung im Dienst an der Republik sah. Ihre herausragende Leistung war die Behauptung gegen Roms Feinde und die Unterwerfung des Mittelmeers.

Während Roms Soldaten nach und nach Provinz um Provinz eroberten und so die blutige Saat des Romulus reifen ließen, trieben auch die Athener Eroberungsgedanken um. Allerdings waren sie ganz anderer Art.